

Thomas Zimmermann, Hamburg, mail@zettmann.de, <http://www.zettmann.de>

Thomas Zimmermann (1989)

Die Bausoldaten - Klapperndes Schutzblech am Prunkwagen des Sozialismus

Mein Weg zu den Bausoldaten war nicht geradlinig. Ich wollte Lehrer werden, war mir aber bewusst, dass dies mit einer Verweigerung des Wehrdienstes nur schwer gelingen würde. So entschied ich mich, mir zuerst einen Studienplatz in Pädagogik zu sichern und später, gerade noch rechtzeitig vor der Einberufung, das Wehrkreiskommando von meiner Absicht zu unterrichten.

Mein Risiko hielt sich also in Grenzen. Abitur und Studienplatz hatte ich in der Tasche, als ich im Herbst 1983 den Einberufungsbefehl bekam. Was ich noch verlieren konnte, waren meine Illusionen, über die mich mein Bekannten schon lange vorher vergeblich aufzuklären versuchten. Ich informierte mich also über die gesetzlichen Grundlagen und teilte dem Wehrkreiskommando in Dresden meine Absicht schriftlich mit.

Mein Hinweis auf Glaubens- und Gewissensgründe mag damals sogar bedingt zugetroffen haben. Über Verteidigungskonzepte, Rüstungsanalysen oder imperialistische Friedensbedrohungen und ähnliches wollte ich mit denen, die nun über mich zu entscheiden hatten, jedenfalls nicht diskutieren. Mein Antrag wurde umgehend akzeptiert und mit dem Einberufungsbefehl im November 1983 zugleich verwirklicht.

Vorausgegangen waren innere Konflikte, in denen ich mich auch fragte, welches Risiko ich eigentlich einzugehen bereit sei und ob ich mit der Entscheidung für den waffenlosen Bausoldatendienst nicht vor der letzten Konsequenz aller meiner Überlegung, der Verweigerung jeglichen militärischen Dienstes, ausgewichen sei. Soviel war mir jedenfalls klar, dass ich nicht den Mut hatte, dieses ganz persönliche Zeichen auch zu setzen. Statt dessen wollte ich im Rahmen des gesetzlich Möglichen für Alternativen eintreten, um Bewusstseinswandel in der Gesellschaft zu fördern und zur Entkriminalisierung der Totalverweigerung beitragen.

Das mag alles schöner klingen, als es tatsächlich war, lässt aber etwas von dem Dilemma spüren, in dem ich mich befand, als ich vor der Entscheidung stand, entweder restriktiven und unzeitgemässen Gesetzen zu entsprechen oder sich in eine gesellschaftliche Aussenseiterrolle abdrängen zu lassen. Totalverweigerung wäre sicherlich der deutlichste Hinweis auf das eigentliche Anliegen („Ich mache das nicht mit“) gewesen, doch bin ich vor der Konsequenz zurückgeschreckt.

So begab ich mich also befehlsgemäss nach Prora auf der Insel Rügen – für einen Dresdener beinah am anderen Ende der Welt. Dass wir Bausoldaten – aber ja nicht nur sie – meist an Orte verfrachtet wurden, durch die die größtmögliche Entfernung zwischen Wohn- und Einsatzort erzielt wird, schien vielen von uns die letzte Rache der herrschenden Arbeiterklasse zu sein. Es machte jedenfalls wenig Sinn, die Leute aus dem Süden der DDR in den Norden zu schicken und umgekehrt.

Thomas Zimmermann, Hamburg, mail@zettmann.de, <http://www.zettmann.de>

Mit Näherrücken des Einberufungsdatums stieg auch die reale Angst vor dem, was da nun in den vor mir liegenden 18 Monaten auf mich zukommen würde – eine Angst, die mich auch erfasst hätte, wenn ich den Waffendienst nicht verweigert hätte. Verbunden mit dieser Angst war ein Gefühl der Ohnmacht, der Hilflosigkeit, des Verlassen- und Ausgeliefertseins. Aber dieses Gefühl der Wehr- und Auswegslosigkeit lähmte nicht nur, es spornte auch dazu an, die vor mir liegenden 18 Monate nicht besinnungslos abzusitzen, sondern sie – auch aus Gründen des Selbstschutzes – offensiv für eigene Veränderungen zu nutzen. Dazu gehörte für mich, denen ständig, die mir Befehle zu geben sich anmaßen, meinen Widerwillen deutlich zu machen. Ihnen wollte ich zeigen, dass ich nur auf äußeren Druck zu gehorchen bereit war und nicht eine befehlsgewohnte Maschine bin, die widerspruchslos alles hinnimmt, um möglichst ohne Reibungsverluste die 18monatige Dienstzeit zu überstehen.

Mein Einsatzort Prora/Mukran war in den 80er Jahren als „sozialistische Grossbaustelle“ eines der größten Bauvorhaben der DDR. In Mukran entstand ein Fährhafen, der die Sowjetunion und die DDR unter Umgehung des damaligen Unsicherheitsfaktors Polen wirtschaftlich, aber sicher auch militärisch verbinden sollte. Konzipiert und ausgewiesen war er freilich als ziviles Projekt, doch kann es kaum ein Zufall sein, dass er genau an der Stelle geplant und gebaut wurde, an der die Nazis einen riesigen U-Boothafen errichten wollten. Und dass für das Bauvorhaben auch die nahe gelegenen Kasernen von Prora übernommen wurden, mag für sich selbst sprechen.

Mukran selbst liegt einige Kilometer nördlich von Prora und beides zwischen den traditionellen Ostseebädern Binz und Sassnitz an der Inselfspitze von Rügen. Das bedeutet für den markanten Ostseestrand, dass mehrere Strandkilometer sowie das dahinter liegende Land für das gigantische Bauprojekt vereinnahmt, plattgewalzt und „zivilisiert“ wurden. Anzumerken ist außerdem, dass das gesamte Vorhaben innerhalb kürzester Zeit nach der Polenkrise 1981 aus dem Boden gestampft wurde, in keinem Fünfjahrplan auftauchte und offenbar lange Zeit – möglicherweise als LV-Objekt, d.h. als Objekt der Landesverteidigung – höchste Priorität genoss. Prora war damals aber auch das Armeeobjekt mit dem meisten Bausoldaten in der DDR: Rund 360 Mann zählten die vier Bausoldaten-Kompanien. Und alle hatten direkt oder indirekt mit den Hafendarbeiten zu tun. Die überwiegende Mehrzahl von ihnen war zwischen 23 und 26 Jahren alt. Und nur rund zehn Prozent hatte die Schule bzw. das Abitur gerade abgeschlossen und die Berufsausbildung noch vor sich. Ähnlich war das Verhältnis auch zwischen denen, die sich aus Glaubens- und Gewissensgründen für den Bausoldatendienst entschieden hatten, und denen, bei denen humanistisch-ethische, politische bzw. oppositionelle Aspekte den Ausschlag gaben. Grund für das hohe Durchschnittsalter der Bausoldaten ist die seit Jahren bestehende Praxis der Volksarmee, sie möglichst spät einzuberufen, das heisst, möglichst erst kurz vor Erreichen des 27. Lebensjahres, bis zu dem die 18monatige Grundwehrpflicht besteht. Offenbar soll durch

Thomas Zimmermann, Hamburg, mail@zettmann.de, <http://www.zettmann.de>

diese Praxis die Entscheidung erschwert werden, da die Lebensumstände durch Ehe und Familie, aber auch durch die berufliche Entwicklung in diesem Alter komplizierter geworden sind und Trennungen über solche Zeiträume weit beschwerlicher werden.

Das Spektrum der Motivation war allerdings viel breiter, als es hier zunächst angedeutet wurde: Es reichte vom christlich oder humanistisch-ethisch motivierten Pazifismus bis hin zu dem Ziel, mit dem waffenlosen Dienst ein Zeichen für Frieden und Abrüstung zu setzen, umfasste aber auch jene das System ablehnenden Radikaloppositionellen, die zwar jeglichen Waffengebrauch in der DDR-Volksarmee verweigerten, für einen Dienst in der Bundeswehr aber durchaus offen waren.

Trotz dieser unterschiedlichen Motivationen erschienen wir nach außen hin als eine Einheit. Dabei einte uns in erster Linie das, was wir nicht wollten, was wir ablehnten und wogegen wir mit unserer Entscheidung votiert hatten. Da die inneren, psychischen Widerstände gegen alles Militärische aus nahe liegenden Gründen stark ausgeprägt waren und für das Fügen in etwas scheinbar Unvermeidliches nicht a priori Bereitschaft bestand, gelang die Einpassung in die Armee weit weniger reibungsfrei als bei den waffentragenden Einheiten. Der Versuch unserer Integration in den Militärapparat mußte sich geradezu kontraproduktiv erweisen, da wir die Wehrfähigkeit nie zu stärken vermochten. Wir waren und blieben vielmehr „das klappernde Schutzblech am Prunkwagen des Sozialismus und seiner Armee“.

Dabei waren wir uns anfänglich noch längst nicht aller unserer Möglichkeiten bewusst, waren unsicher, kannten uns noch nicht und konnten auch nicht ahnen, welche Kraft und Überwindung es kostet, sich 18 Monate gegen die eigenen Wünsche zu stellen. Und wir mußten damit fertig werden, dass sich ständig jemand in unseren Tagesablauf einmischte, der morgens weckt, der schaut, ob man zum Frühstück geht, ob man sein Bett und seinen Schrank „gebaut“ hat, ob die Kleidung richtig sitzt oder die Stiefel geputzt sind.

Wir mussten zudem lernen, mit unseren inneren Ängsten vor Macht und anmaßender Autorität umzugehen sowie mit der Omnipotenz des Machthabers gegenüber den Machtlosen. In dieser Hinsicht war unsere Situation sicher nicht schlimmer als die der anderen Rekruten, allenfalls dadurch, dass wir die Situation bewusster und sensibler wahrnahmen und dadurch möglicherweise stärker betroffen waren.

Unser Verhältnis zu den Offizieren ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Dienstzeit hindurch stets gespannt gewesen. Je länger wir dabei waren, desto besser konnten wir mit ihnen umgehen, desto sicherer wurden wir und desto unsicherer reagierten sie, zumal sie bei uns immer wieder auf Leute stießen, die ihr oft eindimensionales Weltbild durcheinander brachten und sie in der argumentativen Auseinandersetzung herausforderten.

Für sie waren wir zwar keine Staatsfeinde oder Reaktionäre mehr wie bei früheren Jahrgängen, sondern Leute, die ständig an ihrem militärischen Selbstverständnis zweifelten, denen der gesamte Armeebetrieb suspekt war, die sogar immun gegenüber aller parteilicher

Thomas Zimmermann, Hamburg, mail@zettmann.de, <http://www.zettmann.de>

Agitation und Propaganda waren und ihre Vorgesetzten in der politischen Auseinandersetzung immer wieder in Verlegenheit brachten.

Das Gerücht, dass die höheren Vorgesetzten der Bausoldaten strafversetzte Offiziere waren, hielt sich während meiner gesamten Dienstzeit und konnte weder bestätigt noch ausgeräumt werden. Kurios am Verhältnis zwischen den Offizieren und den Bausoldaten war zudem, dass die Zugführer zum Teil sechs und mehr Jahre jünger waren als ein großer Teil ihrer Untergebenen und dass es gleichaltrige Kompaniechefs gab, die sich vor die Bausoldaten stellten und erklärten: „Sie sind hier, um von uns die Grundzüge der Ordnung beigebracht zu bekommen!“ Und dabei standen ihnen ausgewachsene Menschen gegenüber, die eine Familie mit mehreren Kindern Zuhause hatten.

Für uns Bausoldaten waren die Vorgesetzten in erster Linie die Personifizierung eines autoritären Staatswesens, Erfüllungsgehilfen einer uns feindlich gesinnten Ordnung und selten nur Menschen mit ihrer eigenen Geschichte. In ihnen begegneten uns unsere Feindbilder, die im Laufe unserer Dienstzeit immer mehr zum Ziel unserer versteckten oder offenen Aggressionen und zur Zielscheibe unseres Spottes wurden. Wir nutzten jede Unsicherheit mit gewollter Hemmungslosigkeit aus, verfluchten sie stellvertretend für die von uns geforderten Schwachsinnigkeiten und fühlten uns ihnen aus Gründen der Selbstachtung bei der verordneten Machtlosigkeit permanent überlegen.

Wir kritisierten vor allem immanent, vom Anspruch des Systems her und nicht aus dem hohlen Bauch. Und dabei griffen wir oft völlig selbstverständliche Positionen unserer Vorgesetzten an, die sie so wohl nie angefragt hatten. Wir verletzten damit ihre Macht und bekamen damit ein Gefühl für ihre Verletzbarkeit. Und natürlich waren die Offiziere als Inhaber der Macht auch diejenigen, bei denen um Privilegien gebuhlt wurde, wenn es beispielsweise um Urlaubs- oder Ausgangsgesuche ging.

Aber die unter uns bestehende Einmütigkeit darüber, was wir nicht wollten, garantierte noch keineswegs auch Einmütigkeit darüber, was wir uns von diesen 18 Monaten erhofften. Eine homogene Gruppe waren wir jedenfalls nicht, und auch kein Club besonders vorbildlicher, in jeder Hinsicht verständnisvoller und vor allem hass- und aggressionsfreier Staatsbürger. Sie gab es sicherlich auch, aber ebenso viele andere, die vorwiegend emotional und polemisch reagierten, die lediglich versuchten, mit dem Rücken an die Wand zu kommen, die mit allem und jedem im Streit lagen oder die sich der Situation ohne Widerspruch anpassten.

So waren wir alle an jenem Fährhafenprojekt in Mukran beschäftigt, die meisten von uns mit den unterschiedlichsten Hilfsarbeitertätigkeiten. Unser Hauptarbeitsgerät war die Schaufel oder der Spaten – das Zeichen aller Bausoldaten, die an ihren Uniformen keine Dienstgradabzeichen, sondern nur den symbolisierten Spaten auf den Schulterstücken trugen. Wir schaufelten Gräben auf und zu, planierten Flächen, hoben Löcher aus und

Thomas Zimmermann, Hamburg, mail@zettmann.de, <http://www.zettmann.de>

schütteten sie wieder zu. Andere mussten Waggon mit Baumaterialien entladen, bei Strassenarbeiten helfen oder die Betonmischkommandos verstärken.

So wurden wir letztlich für alle Hilfsarbeiten herangezogen, bei denen vor allem Körperkraft und selten technische Fertigkeiten gefordert waren. Dabei arbeiteten wir mit zivilen Beschäftigten zusammen, waren sogar in die zivilen Baubetriebe integriert und erwirtschafteten so Werte, die möglicherweise noch dem Wehretat zugute kamen. Denn der Einsatz von Soldaten auf Grossbaustellen, im Bergbau oder in der chemischen Industrie ist keineswegs nur „brüderliche Hilfe“ durch die Armee für die Volkswirtschaft, sondern ein Vermieten billiger Arbeitskräfte an die jeweiligen Betriebe, wobei die Armee dem Zivilbetrieb für jede von uns geleistete Arbeitsstunde 19,50 Mark in Rechnung stellte. 90% dieser Einnahmen kamen dem Wehretat zugute und nur zehn Prozent wurden für Sold, Unterkunft und Verpflegung benötigt.

Dies zu erfahren, war für viele von uns schockierend oder doch zumindest desillusionierend. Denn das hiess ja, dass jeder Bausoldat in gewisser Hinsicht für die Volksarmee weit produktiver und wertvoller war als der waffentragende Soldat. Mit unserem Anspruch, Zeichen künftiger Friedenssicherung zu setzen, hatte das jedenfalls wenig zu tun. Die Integration ins militärische System war damit perfekter, als wir je geahnt hatten.

Hinzu kam, dass wir die Armee ihrer selbstherrlichen Strukturen wegen immer stärker als einen Staat im Staate und als modellhaftes Abbild der gesellschaftlichen Wirklichkeit in der DDR wahrnahmen. Der Unterschied zwischen militärischem und zivilem Leben zeigte sich nur dort, wo es um Bewegungsspielräume und darum ging, die Möglichkeiten eigener Handlungsspielräume auszuschöpfen. Gleichermassen bedrückend war dagegen die Rechtsunsicherheit, die Unterordnung des Rechts unter politische Ziele sowie die Gewährung von Recht in Form von Gnadenakten.

Damit war das Militär für mich nicht mehr als die heruntergezogene Maske einer zutiefst undemokratischen Gesellschaftsordnung, in der ich das Gefühl nicht los wurde, dass die Kasernenmentalität letztlich Ziel und Mittel des Herrschaftsapparates war. Diese Einsicht hat mir geholfen, die Zeit in Prora zu relativieren und darin eine Aufgabe zu erkennen, aller Militarisierung in der Gesellschaft entgegen zu treten.

Zum Bild des Bausoldatendienstes gehörte aber auch – abseits von allen gesellschaftspolitischen Bezügen – die Erfahrung, mehr Zeit für sich selbst als je zuvor zu haben. Ich las in jenen Wochen und Monaten soviel wie nie zuvor. Ein knappes Jahr lang war ich in einer Kolonne, die Züge entladen musste. Da kam es durchaus öfter vor, dass wir während mehrerer Nachtschichten hintereinander nicht einen Waggon zu Gesicht bekamen. Dann zogen sich die Zivilbeschäftigten in ihre Unterkünfte zurück, während wir im Bauwagen zurückblieben und manchmal nächtelang nur Karten spielten.

Thomas Zimmermann, Hamburg, mail@zettmann.de, <http://www.zettmann.de>

Dass wir aufs Ganze gesehen ein durchaus „angenehmes“ Leben hatten, lag unter anderem daran, dass die jeweils Dienst habenden Offiziere ein tiefsitzendes Ruhebedürfnis hatten, aber des öfteren auch zu gemeinsamer Feier beisammen waren, so dass wir – zumindest während der Nachtschichten – nur selten gestört wurden. Diese grundsätzliche Einstellung kam aber auch darin zum Ausdruck, dass sich unsere militärische Ausbildung auf ein äußerstes Minimum beschränkte. Aus dieser Einstellung unserer Vorgesetzten, die sich, wie uns schien, keineswegs nur aus Überzeugung zu einer längeren Dienstzeit verpflichtet hatten, ergab sich einer der wenigen Berührungspunkte zwischen uns.

Wichtiger war allerdings für mich das Zusammenleben mit denen, die auch Bausoldaten waren. Durch sie erfuhr ich als junger Mensch eine große Bereicherung in sehr vielen zwischenmenschlichen Dingen. Die intensive, teils erdrückende, teils kreative Enge, in der ich mich mit einigen über Wochen und Monate in einem Zimmer und rund um die Uhr befand, liess mich sehr nahe Beziehungen zu erleben, Freundschaften, die über die Bausoldatenzeit hinausgingen.

Deshalb ist die Zeit bei den Bausoldaten alles andere als unnütz gewesen. Es waren wichtige und bedeutende Monate, zumal ich sie nicht als schicksalhafte Fügung verstand, sondern als bewusst gewählten Weg zwischen verschiedenen Übeln.

Als Beispiel für unser gesellschaftspolitisches Engagement während dieser Zeit möchte ich die Kommunalwahlen im Frühjahr 1984 nennen. Auch wir – „Bürger in Uniform“ – sollten wählen, und zwar nicht individuell am Heimatort, sondern in einem eigens hergerichteten Wahllokal in Prora.

360 Bausoldaten in einem Wahllokal - dass liess einiges vermuten. Insgeheim schlossen wir Wetten ab, ob im Gesamtergebnis nur 99,3 oder gar nur 99,25 Prozent aller DDR-Wähler mit „Ja“ stimmen werden. Prora gehörte zum Wahlkreis Bergen auf Rügen im Bezirk Rostock. Das Wahlergebnis in unserem Wahllokal war, wie erwartet: Nur die Offiziere stimmten der Einheitsliste zu, allen anderen stimmten mit Nein oder waren gar nicht erst zur Wahl gegangen. Das öffentlich registrierte Wahlergebnis in unserem Wahllokal war jedenfalls eindeutig. Umso größer war die Spannung, mit der wir das zwei Tage später veröffentlichte Wahlergebnis erwarteten. Das schier Unglaublich geschah: Im gesamten Bezirk Rostock verzeichnete das offizielle Wahlergebnis insgesamt nur 40 Neinstimmen, obwohl mindestens 200 Neinstimmen allein in unserem Wahllokal abgegeben worden waren.

Mit soviel Unverfrorenheit hatten wir dann doch nicht gerechnet. Die Macht hatte sich selbst entlarvt. Und was wir bislang nur zu denken gewagt hatten, hatten wir nun schwarz auf weiss vor Augen. Es folgte eine Flut von Protestbriefen, Beschwerden und Eingaben. Alle möglichen staatlichen Behörden und gesellschaftlichen Organisationen wurden von uns in Kenntnis gesetzt – und entgegen aller bisherigen Praxis reagierten die Herrschenden auch. Zunächst tauchte der Chef unseres Wahlkreises Bergen auf, der von einem Druckfehler in

Thomas Zimmermann, Hamburg, mail@zettmann.de, <http://www.zettmann.de>

der Zeitung sprach, mit Mühe aber nur begründen konnte, wie „Druckfehlerteufel“ „gleichgeschaltet“ werden, da sich das falsche Ergebnis in den regionalen wie den überregionalen Zeitungen befand.

Einige Tage später versuchten mehrere aus Berlin angereiste Staatsvertreter noch einmal ihr Glück – diesmal mit der Begründung, der Minister für Verteidigung habe noch vor der Kommunalwahl angeordnet, dass die Stimmen aller Armeeingehörigen aus Gründen der Geheimhaltung DDR-weit zusammenzuzählen und dann auf die Wahlbezirke anteilig zu übertragen seien. Diese Begründung war nun noch absurder, liess aber keine rechtliche Handhabe gegen das Ergebnis, da die ministerielle Anordnung selbstverständlich geheim war und uns darum auch nicht gezeigt werden musste. Der gesamte Vorgang hatte zur Folge, dass bei der nächsten Wahl alle Armeeingehörigen in ihrem Heimatorten wählen mussten – und damit auch die Abgeordneten ihres heimatlichen Wahlkreises.

Ein anderer politischer Höhepunkt während meiner Bausoldatenzeit war der Besuch des damaligen Verteidigungsministers Heinz Hoffmann in Prora und Mukran. Am Tag des Besuches war die Kaserne vollständig von Bausoldaten geräumt. Alle waren auf der Baustelle, um den Minister vor jeglichem Kontakt mit ihnen zu verschonen. Der aber hatte sich – aus welchen Gründen auch immer – für diesen Besuch einen Gesprächskontakt mit Bausoldaten in den Kopf gesetzt. Diesen ungewöhnlichen Verhalten verdankten wir später die Einführung einer allgemein gültigen Ausgangsregelung, die diejenigen, die zum Ministergespräch befohlen worden waren, von ihm eingefordert hatten.

Wichtig an diesem Besuch war für uns aber auch, dass wir - wohl erstmals in dieser Form – in solchen Maße öffentlich registriert und akzeptiert wurden. Selbst das SED-Zentralorgan „Neues Deutschland“, das bislang die Existenz von Waffendienstverweigerern in der DDR eher verschwiegen hatte, äußerte sich nun lobend über ihren wichtigen gesellschaftlichen Einsatz.

Damit schien sich ein neuer gesellschaftlicher Umgangston aufzutun, der auf größere Toleranz gegenüber Andersdenkenden zumindest bei Friedens- und Abrüstungsfragen hoffen liess. Und dies wiederum verstärkte unter den Bausoldaten die Erwartung, künftig auf immer weniger Hindernisse in ihrem gesellschaftlichen Leben und beruflichem Fortkommen zu stossen. Verbunden damit war aber auch die Hoffnung, dass unser Weg zum Frieden als echte Alternative begriffen würde oder wenigsten die Diskussion darüber in der Gesellschaft beginnen könnte.

Mit dem Verteidigungsminister mitgekommen war damals auch der Chef der Pioniere, der speziell zur Beantwortung unserer Eingaben und Beschwerden mehrere Berater mitgebracht hatte und sich nun bei uns beklagte, dass wir zwar nur ein Vierzigstel seiner Untergebenen, aber zu 80 Prozent für die ihn erreichenden Eingaben verantwortlich seien. In der Tat: Das

Thomas Zimmermann, Hamburg, mail@zettmann.de, <http://www.zettmann.de>

Verfassen von Eingaben hatte sie in der 18monatigen Dienstzeit fast zu einer literarischen Kategorie werden lassen.

Mit dem Besuch des Verteidigungsministers trat tatsächlich ein Stimmungsumschwung in der veröffentlichten Meinung ein. Das „Neue Deutschland“ entmystifizierte allen Schwachsinn, der früher über die Bausoldaten verbreitet worden war: dass sie arbeitsfaul oder geisteskrank seien und darum aus Gründen der Gefährlichkeit keine Waffe in die Hand bekommen dürfen. Und sicherlich ist es diesem Stimmungsumschwung auch zu danken, dass mir das bis dahin fast Unvorstellbare gelang, als ehemaliger Bausoldat ein Pädagogikstudium zu beginnen.

Dennoch: Gesellschaftliche Aufmerksamkeit und Anerkennung mögen der geplagten, nicht akzeptierten Bausoldatenseele wohl tun, sie sind sicherlich notwendig, aber nicht ausreichend. Vielen von uns war klar, dass es damit nicht getan sein konnte. Das Gespräch unter uns konzentrierte sich auf ein Konzept „danach“. Die Zielrichtung dabei war klar: Die Alternative zum Bausoldatendienst musste ein sozialer Friedensdienst ausserhalb militärischer Strukturen sein.

Aber es ging natürlich auch um unsere Situation während der 18monatigen Bausoldatenzeit und unsere Illusion, mit diesem Dienst bereits einen Friedensdienst zu leisten. Entstanden daraus ist ein Konzept zur Vorbereitung junger Männer, die einen Dienst mit der Waffe verweigern wollen, sich darüber noch Gedanken machen und Gesprächspartner suchen oder die sich einfach mal über das Thema informieren wollen.

Daraus hervor gegangen sind Seminare – meist nicht länger als drei Tage – zu denen halbjährlich eingeladen wurde und in denen sich ehemalige und künftige Bausoldaten über Erfahrungen, Motivationen, Wünsche und Realitäten austauschen konnten – im Gespräch, aber auch im Rollenspiel. Dabei hat überrascht, wie schnell sich die Ehemaligen in die Rolle der Vorgesetzten hineinfanden.

Für mich selbst geblieben ist die Erinnerung an eine Zeit, die mich wie keine andere geprägt hat, eine Zeit der Politisierung und dies eines schlechten, weil beruhigenden, faulen Kompromisses. Aber es war auch eine Chance, an einem Punkt zu sagen, dass ich nicht mehr mitmache. Damit war es sicherlich auch der Versuch, den aufrechten Gang zu proben, Mündigkeit einzufordern und die Utopiefähigkeit zu behalten. Ein Weg, sich zu verweigern, der individuell beschränkt bleibt, aber Räume schafft, um mit unterschiedlichem Erfolg gesellschaftliche Veränderungen zu bewirken.